



I
*Kindheit und Jugend
in Dessau (1794–1812)*

Ein seltsam und bedeutend klingender Name ist eine Station auf den Parnaß hinauf. Namen wie Isidorus Orientalis, Willibald Alexis, Arthur von Nordstern, und Vornamen wie Methusalem, Melchisedek, Nimrod oder Ptolemäus sind so viel werth als zehnjährige Beiträge zu den gelesenen Zeitschriften und Almanachen, und als zwanzig lobpreisende Recensionen, wenn man nicht besser klingt als A. B. Schmidt, oder C. D. Richter, oder E. F. Schulz ...

– oder W. Müller, möchte man hinzufügen. Diese Sätze schrieb der 32jährige Wilhelm Müller 1827, kurz vor seinem Tod, als anonymer Rezensent im ›Literarischen Conversations-Blatt‹. Er hätte wohl gern einen anderen Namen gehabt; doch läßt die Ironie auch Stolz erkennen, seinen Allerweltsnamen so berühmt gemacht zu haben, daß es keines imposanten Pseudonyms bedurfte.¹

*

Am 7. Oktober 1794 kam Johann Ludwig Wilhelm als sechstes und vorletztes Kind des Schneidermeisters Christian Heinrich Leopold Müller und dessen Ehefrau Marie Leopoldine in Dessau zur Welt. Aussagen über das Verhältnis der Eltern zueinander, etwa von Verwandten oder Freunden, gibt es nicht. Der Dichter hat später mit

kaum einer Zeile seines Elternhauses, seiner Kindheit gedacht, so daß die ersten prägenden Lebensjahre im Dunkeln bleiben, wohl auch wenig Erhellendes in der Erinnerung hinterlassen haben. Von Nestwärme, einem anregenden Familienleben ist bei ihm nichts überliefert. Alle sechs Geschwister starben früh, mit drei Jahren war er der einzig Überlebende der Kinderschar. Einsamkeits- und Verlorenheits-Gefühle, wie sie der Dichter später im Berliner Tagebuch, vor allem in seiner ›Winterreise‹ ausspricht, gehören also zu seinen ersten Lebenserfahrungen.

Zum schmerzlichen Verlust der Kinder kamen für die Familie noch materielle Sorgen; längere Krankheiten zwangen den Vater mehrmals, bei seinem Landesherrn um Unterstützung zu bitten. Dabei galt Leopold Müller als tüchtiger und angesehener Schneidermeister in dem Residenzstädtchen, hatte es zuvor sogar zu einem kleinen Vermögen gebracht und 1788 das Haus in der Steinstraße kaufen können, in dem Wilhelm geboren wurde und aufwuchs. Daß er die erste öffentliche Leihbücherei in Dessau ins Leben rief, seine Schneiderinnung für eine Art Begräbnisinstitut erwärmen konnte, das kleine Nebenverdienste abwarf, und sich ehrenamtlich in der Kirchengemeinde einsetzte, zeigt den Vater als einen im Leben stehenden Mann mit praktischer Vernunft, sozialem Engagement und Initiative.

Die wirtschaftliche Lage im vorindustriellen Dessau – um 1800 zählte die Hauptstadt des kleinen Fürstentums Anhalt-Dessau etwa 8500 Einwohner – war für Handwerksmeister allgemein, insbesondere aber für die Schneiderzunft äußerst angespannt: Wie sollten 60 allein in der Stadt gemeldete Schneidermeister ihr Auskommen haben? Auch schärfere Reglementierung und Überwachung der Innungen von Seiten der Obrigkeit konnten den Konkurrenzdruck und die wachsende Armut nicht aufhalten. Und ein «Selbsthilfe-Verfahren», wie es Leopold Müller und sein Schwager Johann Carl Eberius, ebenfalls Schneidermeister, praktizierten, indem sie des Nachts Waren aus Leipzig in die Stadt schmuggelten, um die Steuer zu umgehen, half auch nichts: sie mußten im Gegenteil über die fürstliche «Akzise» hinaus auch noch eine erhebliche Strafe zahlen. – Jeder siebente Einwohner Dessaus benötigte um 1800 staatliche Unterstützung, geht aus den Annalen der Stadt hervor. Diese Unterstützung belief sich bei Leopold Müller auf jeweils 5 Taler: das war kaum mehr als ein Almo-

sen, wenn man bedenkt, daß der großzügig lebende Fürst Franz bei seinem Tode 1817 einen Schuldenberg von über einer Million Taler hinterließ.²

Die Armutsjahre der Kindheit haben in Wilhelm Müller empfindlich nachgewirkt. Noch als Student, als es der Familie längst wieder besser geht, erinnert er sich ärgerlich:

In meiner Vaterstadt steht an dem Armen- und Arbeitshause die Inschrift: *Miseris et malis*. Eine fürchterliche Zusammenstellung. Verzeihe es Gott dem, der zuerst den Einfall hatte die Elenden und die Bösewichter in ein Haus zu bringen, und auch dem, der diese Inschrift erfand. Wer weiß, ob dort oben nicht Häuser sein werden, woran geschrieben steht *Miseris et bonis* und *Fortunatis et malis!*³

Wilhelm Müllers Geburtshaus in der Steinstraße stand in der sogenannten Sandvorstadt außerhalb der Stadtmauern, eine Gegend, in der vor allem kleine Leute wohnten und seit 1672 auch Juden siedeln durften. Der berühmte Philosoph und Aufklärer Moses Mendelssohn ist in eben dieser am Ufer der Mulde gelegenen Sandvorstadt geboren, damals ein armer, in Dessau aber wohl geduldeter Jude, der 1743 mit 14 Jahren zu Fuß nach Berlin aufbrach, um zu lernen, wie er den Wachtposten zur Auskunft gab. Die zu jener Zeit weniger tolerante preußische Hauptstadt ließ Juden nur durch das Rosenthaler Tor ein, durch das ansonsten die Schweine und Ochsen getrieben wurden. In Berlin bildete sich Mendelssohn als Autodidakt zu einer überragenden geistigen Persönlichkeit und wurde im übrigen ein sehr erfolgreicher Seidenfabrikant. «Mausche mi Dessau» (Moses aus Dessau) unterschrieb er noch bis ins hohe Alter seine privaten Briefe, was auch heißt: Moses Mendelssohn hat seine Wurzeln nie verleugnet und sich auch zu seiner Geburtsstadt bekannt, nachdem er zu Ruhm und Ehren gekommen war. Lessing schloß mit dem jungen Mendelssohn eine lebenslange Freundschaft und setzte ihm in seinem Drama «Nathan der Weise» ein Denkmal; als Muster eines weisen und toleranten Juden berührt und belehrt er uns noch heute. Zwischen Moses Mendelssohns Enkel, dem Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy, und Wilhelm Müller gab es verschiedene Berührungspunkte, auf die wir noch zurückkommen.

Obwohl die Sandvorstadt eine vom sozialen Ansehen her eher unat-



Eichenlandschaft: Radierung von Carl Wilhelm Kolbe, genannt «Eichen-Kolbe», u. a. Zeichenlehrer an der Dessauer Hauptschule. Mit den für die Auenlandschaft um Dessau charakteristischen Eichbäumen verband der Künstler die Vorstellung eines neuen Arkadien; altgermanisch-heroische Assoziationen wollte er nicht auslösen.

traktive Gegend war, hatte sie doch ihre landschaftlichen Reize. Von Müllers Geburtshaus konnte man auf die Mulde, in der es damals noch Lachse gab, und die sich dahinter erstreckenden Auwiesen und -wälder schauen, die vor allem wegen ihres alten Eichenbestands etwas Besonderes waren und zum Spaziergehen und Malen verlockten; das Schloß befand sich in der Nähe und die herzogliche Mühle. Der jugendliche Wilhelm soll «zierliche Zeichnungen» angefertigt haben, «die eine richtige bis ins Kleinste gehende Beobachtung der Natur bezeugen», berichtet später sein Sohn Max Müller.⁴ Dazu angeleitet worden war der Schüler vermutlich von seinem damaligen Zeichenlehrer Carl Wilhelm Kolbe, auch «Eichen-Kolbe» genannt, einem angesehenen Zeichner und Radierer, der zu Wilhelm Müllers Zeit an der Hauptschule die «promenades pittoresques» leitete; die «malerischen Spaziergänge» sollten den Zöglingen über die reine Naturbeobachtung hinaus eine «Schule der Empfindungen» sein. Die Eindrücke der



Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, wegen seiner patriarchalischen Großzügigkeit und Volksnähe auch «Vater Franz» genannt; ein aufgeklärter Geist, der mit reformerischer Initiative das kleine Fürstentum Anhalt-Dessau zu beachtlicher kultureller Blüte führte.

schönen Dessauer Umgebung hatten indes keinen unmittelbaren Nachhall in Müllers Dichtungen. Die Eiche etwa als majestätischer Baum, der Macht und Stärke symbolisiert, kommt in seinen Naturbildern nicht vor, wohl aber der volkstümliche Lindenbaum, Baum der Liebenden und Mittelpunkt der dörflichen Gemeinschaft.

Unter der Regierung des fortschrittlich gesinnten Leopold Friedrich Franz (1740–1817) war das kleine Fürstentum Anhalt-Dessau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem Zentrum der Aufklärung in Deutschland geworden. In der Anlage des bis heute erhaltenen einzigartigen Landschaftsparks Dessau-Wörlitz, in dem antiker Tempel, christliche Kirche und Synagoge einträchtig beieinander stehen, findet die aufklärerische Idee der religiösen Toleranz ästhetische Gestalt. Auch gehen Natur und Kunst in der Parklandschaft eine be-

sonders geglückte Verbindung ein; die verschiedenen, vor allem im klassizistischen Stil errichteten Architekturformen fügen sich wie natürlich in die nach englischem Vorbild nur behutsam veränderte Landschaft, so daß sich beim Betrachter ein gesteigertes Wohlgefühl einstellt.

Hier ist's jetzt unendlich schön, mich hat's gestern abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der elysäischen Felder ...

So schrieb Goethe anlässlich seines Besuchs am 14. Mai 1778 an Frau von Stein. Wilhelm Müller hat sich in seiner Begeisterung für den Wörlitzer Park eher zurückgehalten, was wohl mit seiner grundsätzlichen Distanz zu seinem Geburtsort zusammenhing. Als er den Freund und Verleger Brockhaus zu einem Besuch in Dessau überreden wollte, schrieb er:

Es sind die Pfingstfeiertage die einzige Zeit, wo man jedem Vergnügen in Dessau und Wörlitz verheißen kann. Die übrige Zeit ist es zwar grün, blühend und niedlich an beiden Orten, aber es fehlt Leben. (14.5.1820)

Eine der Großtaten des Fürsten war die Berufung des Reformpädagogen Johann Bernhard Basedow nach Dessau (dessen Enkelin Müller später geheiratet hat); Basedow gründete 1774 das erste Erziehungsinstitut nach seinen von Jean-Jacques Rousseau beeinflussten Ideen, das Philanthropin (Schule der Menschenfreundschaft). Der französische Schriftsteller und Philosoph hatte mit seiner Hypothese von der natürlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen große Veränderungen im politisch-gesellschaftlichen Bewußtsein der Zeit ausgelöst, er gehörte zu den geistigen Vätern der Französischen Revolution. Die in Rousseaus Roman *«Emile oder über die Erziehung»* geforderte Rückbesinnung auf die verloren gegangene Natürlichkeit und Einfachheit beeinflusste nicht nur den täglichen Umgang der Eltern mit ihren Kindern, sie fand auch in der Dichtung ihren Niederschlag, etwa in der Hinwendung zum einfachen Volkslied, ebenso in der Anlage von «natürlich» wirkenden Englischen Gärten (wie dem Wörlitzer Park, in dem es tatsächlich eine «Rousseau-Insel» gibt.) Rousseaus Gedanken



Wörlitzer Park mit Schloß und Kirche, Radierung von Christian August Günther, 1794. Das Gesamtkunstwerk «Wörlitzer Gartenreich», das Naturgenuß und Volksbildung vermitteln wollte, gehört heute zum Weltkulturerbe der UNESCO.

fürten vor allem zu Reformen der Volkserziehung und -bildung, die bis ins 20. Jahrhundert nachwirkten, etwa im Versuch einer antiautoritären Erziehung. Nach dem Vorbild des Dessauer Philanthropin entstanden im deutschsprachigen Raum weitere pädagogische Institute, die die Kinder weniger mit formalem Wissen füttern als ihre natürlichen Anlagen fördern wollten. Generell zeichnete sich der Philanthropismus durch eine für die damalige Zeit erstaunlich menschenfreundliche Erziehung aus – im Gegensatz zur üblichen Praxis, die auf Drill, Prügelstrafe und unbedingten Gehorsam hinauslief.

Hatte der freiheitliche Geist der Basedowschen Erziehungsmethode auch auf die Eltern der Zöglinge abgefärbt? Wilhelm Müller jedenfalls wurde «mit großer Zärtlichkeit und Nachsicht erzogen und genoß in seiner Kindheit eine fast unbegrenzte Freiheit», schreibt sein Sohn Max. Und in Gustav Schwabs biografischem Abriß heißt es ganz ähnlich⁵:

Grenzenlos war die Willensfreiheit, welche ihm von seinen Ältern gelassen wurde; denn nie haben sie, aus übergroßer Liebe und Angst, ihn zu bestrafen gewagt. Seine Erziehung war so fern von allem Zwange, daß die Wahl der Selbstbeschäftigung fast ganz den Launen des Knaben überlassen blieb. Kein Wunder, wenn auch später noch der lebhafteste Geist des Jünglings einige Zeit hindurch von einem Lieblingsgegenstande zum andern schwankte. Was dem minder Begabten leicht hätte verderblich werden können, ward hier wohlthätig entscheidend für das Leben; denn nicht nur wurde dadurch jenes Gefühl von Unabhängigkeit erweckt und genährt, das einen Grundton in Müller's Dichterleben ausmachte, sondern gewiß auch schon damals der Keim zu einer Vielseitigkeit des wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens in ihn gelegt, die in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer sichtbar war.

BIOGRAPHISCHE UNSTIMMIGKEITEN, FRAGEN UND EIN GERÜCHT: EIN EXKURS

Gustav Schwab beruft sich bei seiner Lebensbeschreibung auf einen von Wilhelm Müller größtenteils selbst verfaßten Artikel in Brockhaus' «Conversations-Lexikon» und auf schriftliche Mitteilungen seiner Witwe und seiner Freunde Baron Alexander von Simolin und Graf Friedrich von Kalckreuth; Max Müller wiederum, der noch nicht 4 Jahre alt war, als sein Vater starb, wird sich auf Gustav Schwab gestützt haben und natürlich auf Äußerungen seiner Mutter. Dabei fällt auf, daß heute offiziell von sechs, bei Schwab und Max Müller aber von fünf Geschwistern die Rede ist, die Wilhelm verloren hätte, bei ihnen steht außerdem, daß Wilhelms Mutter in seinem elften Lebensjahr starb – er war aber 14 Jahre alt – und sein Vater nach «einigen Jahren» wieder heiratete, während er tatsächlich 1809, knapp ein Jahr nach dem Tod seiner Frau, eine zweite Ehe mit der vermögenden Fleischerswitwe Marie Seelmann einging.

Auch in späteren Abschnitten werden wir immer wieder Diskrepanzen zwischen diesen «authentischen» Mitteilungen der Familie und der in Archiven und vor allem von Wilhelm Müller selbst in Briefen dokumentierten Wirklichkeit finden. Ganz offensichtlich handelt es sich um eine bewußte Manipulation oder Schönfärbung der Müllerschen Biografie – aus welchem Grund auch immer.

Die Amerikanerin Cecilia C. Baumann, die 1970 eine Monographie

über Müller veröffentlichte, überrascht mit einem Gerücht, das angeblich noch im 20. Jahrhundert in Dessau kursierte: Müller sei «in hereditary connection to the ducal house of Anhalt» gestanden oder gar ein illegitimer Sohn des «Vater Franz» gewesen, der seinen Beinamen auch der ungewöhnlich großen Zahl seiner unehelichen Kinder verdankt habe.⁶ Da wird die kriminologische Phantasie gleich ganz wach.

Zum einen erklärte dies nämlich die offensichtliche Protektion, die der Fürst sowohl der Familie Müller wie der verschwägerten Familie Eberius gewährt hat. Johann Carl Eberius hatte bei einer Schlägerei den Sohn des Scharfrichters tödlich verletzt und war vom Herzog auffallend milde behandelt worden: Seine Strafe wurde von drei Jahren auf eins verkürzt, er durfte seine Schneiderei weiter betreiben und Mitglied der Innung bleiben. Den Aufstand der empörten Schneidergesellen, die bei dem unehrenhaften Meister nicht mehr arbeiten wollten, um später keine beruflichen Nachteile zu haben, schlug der Fürst nieder. Nicht das geltende Recht entschied letztlich im absolutistischen Anhalt, sondern «Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster Befehl». Leopold Müller kam ebenfalls überraschend glimpflich davon: Der Herzog ließ auch bei ihm Gnade vor Recht ergehen, als im Zusammenhang mit den Vernehmungen der Schneidergesellen herauskam, daß er ihrer sieben statt der laut Handwerksordnung zugelassenen zwei beschäftigte.⁷

Schneider Eberius soll sich nach Absitzen seiner Strafe «brutal befragen» und darauf «getrotzt» haben, «daß seine Schwester eine der Mätressen des Fürsten war». Genügte dies schon, daß auch die verwandte Familie Müller Vorteile genoß? Oder hat die Mätresse – wenn Eberius' Schwester denn eine war – vielleicht (auswärts) ein Kind des Fürsten zur Welt gebracht und der stets schwangeren und Kinder begrabenden Schwägerin überlassen? Auch daß der Fürst ein Auge auf Marie Leopoldine selbst geworfen hatte, die ihm als Tochter seines Hofschlossermeisters vielleicht schon früher aufgefallen war, ist ja nicht auszuschließen.

Natürlich sind dies reine Spekulationen, denn wie sollte nach über 200 Jahren ein bloßes Gerücht belegt oder widerlegt werden können.

Auf jeden Fall wäre damit aber eine schöne Erklärung für Gustav

Schwabs seltsame Aussage gefunden, Müllers Eltern hätten den Knaben «aus übergroßer Liebe und Angst» nicht zu strafen gewagt, ihm derart viel Freiheit gewährt, daß sie prägend für seinen Charakter wurde. Kinder zu verlieren, war damals nicht ungewöhnlich; auch ist nur zu verständlich, daß man das letzte, das überlebende Kind verzärtelte. Dennoch: Wie sollten normale Eltern damals ihr Kind nicht auch mit Strafen erziehen haben, wenn es dafür nicht höhere Gründe gab? Und auch die folgende Bemerkung bei Gustav Schwab hätte dann plötzlich Sinn: «Mehrere Reisen, die Müller schon als Knabe mit einem Hausfreunde der Ältern nach Frankfurt, Dresden, Weimar u.s.w. machen durfte, dienten gleichfalls zur freieren Ausbildung seiner Anlagen und weckten in ihm zugleich jene Wanderlust, die ihn späterhin nie verließ und ein Hauptelement seiner Poesie wurde.» Wenn ein Mitglied des Hofes dieser «Hausfreund» war, der sich für Wilhelms Ausbildung interessierte, mögen die Reisen des Knaben einleuchten. Ansonsten wundert man sich – und bewundert die Bemühungen der Eltern, ihr Kind trotz der armseligen Verhältnisse für eine höhere gesellschaftliche Position vorzubereiten.

Damit möge das Gerücht abgetan und vergessen sein, obwohl sich später manche Mitteilung, auch die ungewöhnliche Protektion durch den Hof, dadurch leichter erklären ließe. Für Wilhelm Müllers Bedeutung als Dichter spielt seine Abkunft ja keine Rolle, interessant ist sein Leben auch ohne herzogliche Beihilfe.

DER SCHÜLER WILHELM MÜLLER

Das von Basedow gegründete Philantropin existierte nur bis 1793. Mit der auch in Deutschland spürbaren Unruhe – vor allem an den Fürstenhöfen – nach der Französischen Revolution wurden aufklärerische Reformideen unter Kuratel gestellt. In der Tat hatten sich etwa in der Dessauer Hauptschule «revolutionäre Elemente» eingeschlichen, die Marseillaise wurde gesungen, Reden der Jakobiner übersetzt ... Aus Angst vor terroristischen Übergriffen sah sich auch der tolerante Fürst Franz genötigt, Überwachung und Druck auszuüben. 1807 mußte er der kaiserlichen Verfügung über die «Aufruhr anfachen den Schriften» folgen und offiziell die Zensur einführen; die Zünfte

und das Schulwesen kamen schon in den 90er Jahren unter die Aufsicht staatlicher Konsistorien. Für die oberen Klassen der Dessauer Hauptschule, die auf das Universitätsstudium vorbereiteten und aus denen sich die zukünftigen Staatsbeamten rekrutierten, mußten neben den Schulinspektions-Tabellen auch genaue Schülerbögen erstellt werden, die halbjährlich die Entwicklung von Persönlichkeit und Leistung der Schüler festhielten.⁸

Über Wilhelm Müller, der nach der vierjährigen allgemeinen Volksschule den höheren Bildungsweg einschlug, sind noch einige dieser Beurteilungen nachzulesen. Es werden ihm durchweg vorzügliche Leistungen in den Sprachen bescheinigt, ab der Obertertia fehlen aber auch Ermahnungen und Tadel nicht, was den Fleiß und vor allem das Betragen angeht. «Er setzt sich über die für die Schüler notwendige Ordnung hinweg», heißt es einmal. Ein andermal wird er als «nicht gesetzt genug», «zu spottliebend» gerügt, «zu sehr im Banne eines Mitschülers» stünde er, «der das Muster eines schlechten Schülers, voll Eigendünkel, Hang zu jeglicher Frivolität und täpischer Spielerei, Übermut, Naseweisheit sei».⁹ Wie treffend Pädagogen doch urteilen können: Bei diesem offenbar üblen Burschen handelte es sich um Christoph Friedrich Hesekei, der später Diakon der St. Moritzkirche in Halle und Generalsuperintendent in Altenburg werden, also eine dem Landesbischof ähnliche Position einnehmen sollte.

Der unangepaßte Zögling Müller fühlte sich durchaus zu Höherem bestimmt – wie es ihm die Eltern wohl früh vermittelt hatten. Mit 14 Jahren hatte er bereits ganze Hefte angelegt mit «Elegien, Oden, kleinen Liedern und einem Trauerspiel», alles fein säuberlich wie für den Druck geordnet. In der Schule schrieb er vor dem Unterricht die Tafel voll mit seinen Versen. – Wie die Mitschüler wohl auf solche Eitelkeit reagiert haben, ob er sich damit beliebt machte? Wenigstens *einen* Freund möchte man ihm wünschen, der seine Sachen gut fand (Hesekei vielleicht, der ebenfalls dichtete?) und *einen* Lehrer, der ihm anerkennend auf die Schulter klopfte.

In Wilhelm Müllers 14. Lebensjahr starb seine Mutter. Kurz darauf schrieb der Knabe dem Vater einen Geburtstagsbrief.

An Christian Leopold Müller

Meine Wünsche am Geburtstag meines Vaters,

den 1. Juni 1808.

Teurer Vater,

der heutige Tage, mir immer so wert, fordert mich auf, Sie für Ihre Güte und Wohltaten meinen wärmsten Dank darzubringen, jetzt da ich, durch den Tod meiner guten Mutter, Ihrer väterlichen Liebe und Vorsorge so sehr bedarf. Um meinentwillen, bester Vater, trösten Sie sich und schonen Ihre teure Gesundheit; Gott möge Ihnen Segen, Trost und Kraft, Ihre Leiden zu überstehen, schenken. Dies ist mein erster innigster Wunsch an diesem sonst so fröhlichen Tage, den uns leider die Erinnerung traurig macht. Was mich betrifft, so werde ich immer suchen, Ihnen Ihren Verlust zu erleichtern, indem ich Ihnen durch meine Aufführung Freude zu machen mich unaufhörlich bestreben werde, und mich immer so betrage, daß ich nicht unwürdig bin, mich zu nennen

Ihr

Sie liebender Sohn

Wilhelm.

Auch wenn man den damaligen Regelkanon im Umgang zwischen Kindern und Eltern berücksichtigt, wirkt der Brief reichlich gedrechselt, gewunden, so daß er gar keine Gefühle mehr erkennen läßt – weder Trauer über den Tod der Mutter noch eine herzliche Zuneigung zum Vater. Zuerst ermahnt der Sohn den Vater, sich doch seinetwegen zusammenzunehmen, formuliert also einen Wunsch für sich, dann verspricht er dem Vater künftiges Wohlverhalten in einer kindlichen Pauschalgebärde, die gar nicht passen will zu einem, der bereits Elegien und Trauerspiele schreibt. Offenbar fällt es schon dem Heranwachsenden schwer, seine Gefühle zu zeigen. Später versteckt sich der Dichter gern hinter Rollen; im geliehenen Kostüm eines Wandergesellen, eines Jägers, Hirten oder Müllerburschen fiel es ihm offenbar leichter, von sich selbst zu sprechen.